



Die Intrige.

Nach dem Polnischen von A. J. Swirsky.

(Nachdruck verboten.)

„Som ersten Augenblicke an interessierte mich dieser Herr, wie er ins Coup einfiel. Seine schwarzen, scharfen Augen funkelten in dem fesselnden Zigeunergericht, als er sein Gepäck ins Netz warf, den Mantel abnahm und ans Fenster trat. „Wie heiß es ist!“ rief er aus und öffnete mit einer überaus kräftigen Bewegung das Fenster, was vor ihm andere vergebens versucht hatten. Wie er so gedankenvoll auf seinen Sitz zurückfiel, lösten er von einem inneren Feuer verzehrt zu werden. Unwillkürlich suchte ich zu erraten, was er wohl sein mochte und kam zu der Entschlußung, daß ich einen Dichter oder Musiker als Begleiter hätte.“

Wir waren gerade in eine Wadweg gelangt, in die ich träumerisch hinauschaute, während der Zug weiterstraute, als jemand die Frage an mich richtete:

„Hören Sie mal, wo sind wir denn eigentlich?“

„Eine Stunde vor Moskau!“ war die Antwort.

„Und wissen Sie, wann wir in Petersburg ankommen?“

„Morgen um sieben Uhr dreißig Minuten.“

Das Gespräch drehte sich dann um neue Lokomotiven, um die eingeregneten Schlafwagen und um die Wägenfüße im Regenminutarium.

Mein Reisegefährte sprach schnell und gut. Er schien über alles vortrefflich unterrichtet zu sein und verstand seine sachlichen Urteile kurz und klar zu fassen. Die Unterhaltung wurde so anregend, daß ich kaum das Dämmern des Abends bemerkte. Er vergaß die russischen Hauptstädte mit denen des Westens und des fernen Ostens, und überall schien er förmlich zu Hause zu sein. Endlich fragte ich: „Leben Sie schon lange in Petersburg?“

„Wenige Jahre. Jetzt ist mir dieser feinerne Hausen unerträglich geworden.“ Nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: „Ich teile augenblicklich nach der Hebung mit der besonderen Absicht, ein schweres Verbrechen zu begehen.“

„Und nämlich was für ein?“ fragte ich lächelnd, wie man es tut, wenn jemand einen festen Scherz macht. Trotzdem schielte ich ängstlich nach der Tür und bekam mich, daß ich mit dem Fremden allein war und kaum im Notfall auf irgend einen Beistand rechnen könnte.

„Da der Zufall uns nun einmal für einen ganzen Tag zusammengeführt hat, so möchte ich Ihnen noch mehr sagen, damit Sie mich nicht für einen Spitzbuben oder für einen Verleumdung halten!“ fuhr er fort.

„Bitte, ich will Ihnen aufmerksam zuhören.“

„Es ist nicht leicht, jemand umzubringen, um so weniger einen Menschen, für den man sein eigenes Leben hinzugeben bereit war. Aber ohne Sentimental zu werden, will ich Ihnen meine Tragödie kurz erzählen.“

„Sechs Jahre sind es her, daß ich ein hübsches, behagliches Mädchen, die Tochter eines Geistlichen, heiratete. Jetzt ist sie vierundzwanzig Jahre alt und zu einer eigenartigen Schönheit erstarkt, die einen Mann toll machen kann. Dabei ist Weiblichkeit der Grundzug ihres Wesens und aus ihrer Stimme herauszu hören, in all ihren Bewegungen zu hören.“

Sechs Jahre lebten wir glücklich und friedlich miteinander. Als uns eine Tochter geboren wurde, widmeten wir uns der eifrigsten Sorgfalt und wurden gleichsam noch besessener. Alles, was draußen vorging, kümmerte uns gar nicht, und der ohnehin kleine Kreis von Bekannten schloß sich noch zu verringern. Unser Familienglied, mit seinem goldenen Schein, wollten wir für uns ganz allein haben. Mäßig fiel aber in den stillen See unserer Friedens ein Stein, und diesen Stein hatte mein eigener Bruder gemworfen.“

Die Augen des Erzählers weiteten sich unheimlich. Aus seiner Seele schienen ein Feuer zu irren und sein Antlitz zu überfluten, während seine Rede an einen brausenenden Fluß erinnerte. Er sah mich vollkommen in seinen Sinn. Ich lebte plötzlich mitten in seiner Familie, litt und freute mich mit ihr und zitterte für ihr Schicksal. Er erzählte weiter:

„Mein Bruder gleicht mir absolut nicht. Er ist groß, breit und blond und drei Jahre jünger als ich. Er heißt Alexander. Weder kennt er irgend eine unangenehme Lage, noch das Gefühl des Schuldbewußtseins. Mit einem tierischen Instinkt fühlt er den Rhythmus des Lebens heraus, das Tempo der Begehrenisse und erfährt weder eine Enttäuschung noch eine Ueberraschung. In allen seinen Handlungen äußert sich Kraft und Geschicklichkeit, und was er tut, erfolgt schnell und trefflicher. Er weiß, daß ihm alles gelingt, und daher ist er stets in der Stimmung eines Siegers.“

Die frühe Natur Alexanders weiß Zug und Trug zurück und ebenso Schmeichelei. Mit offenen Augen begegnete er jeder Unannehmlichkeit des Lebens und entwarfnete den beständigen Feind durch seine Offenherzigkeit.

Wir beide waren früh verwaist, wurden auf Staatskosten erzogen und kannten schon als Kinder die Not, die einen Kitz für unsere brüderliche Anhänglichkeit bildete. Er lernte ausgezehret, beendete mit mir zugleich das Gymnasium, und zur selben Zeit bezogen wir auch die Universität. Hier trennten sich aber auf einmal unsere Wege. Fingerhaken von der Revolution, fürchte er sich in ihre Gefahren und verhielt sich für lange von der Oberfläche. Aus Sibirien, wo er als Gefangener lebte, erhielt ich endlich einen Brief von ihm und erfuhr von seiner dornewollen und ärmlichen Existenz. Meine Gattin weinte, als ich ihr das Schreiben vorlas und begehrte sich für den Helden, der freiwillig sich eine Bürde auf sich geladen hatte. Es folgte eine Periode des Schwermuts für Alexander, bis er freudig ankündete, daß seine Haftzeit bald um sei und er nach Petersburg kommen werde.“

Es schien selbstverständlich, daß er bei uns wohnen müßte. Meine Frau richtete ihr Arbeitszimmer für ihn ein, und der Name meines Bruders war beständig auf unseren Lippen.

Es war im März, als ich im Automobil mit meiner Frau und Luboskaja, unserem Töchterchen, nach dem Bahnhof fuhr. Ich habe mich vergebens nach einem bescheidenen und elend aussehenden jungen Mann um. Der ersten Klasse entstieg ein Herr in feinem Mantel, mit eleganten Handschuhen und einem weißen Hut, der ein gesundes Antlitz besaß.“

„Manja!“ rief er lächelnd aus. Da erkenne ich meinen Bruder, den ich für den Diplomaten einer Großmacht oder für einen Bankier ersten Ranges gehalten hätte. Nach einer halben Stunde waren wir in unserer gemüßlichen Wohnung.“

„Nun, Schwelcher, laß dich mal anschauen“, sagte er, faßt meine Gattin bei den Händen, sieht ihr tief in die Augen und ruft mir zu: „Ich gratuliere dir, du hast einen Schatz gehoben!“

Nach dem Essen lauschten wir gespannt seinen Worten. Er erzählte, was es alles in Sibirien ertragen und wie er sich gewöhnt hatte, bis es ihm gelang, die Technik des Eisenbahnbaues zu erlernen. Als man den Schienenweg im Amur-Gebiet zu bauen anfing, meldete er sich als Ingenieur, wurde angestellt und verdiente so viel, daß er sich ein kleines Vermögen sparen konnte. Jetzt wollte er sein Staatsexamen und weitere Karriere machen.“

Alexander erreichte alles, was er wollte. Sein Examen verlief glänzend, und vor Freude lud er uns nach dem Ausbruch ein zu einem fröhlichen Abend. Alle drei Frauen, weifkörnigen Frauen, hatte auch meine eine Schwärze für die rauschenden Vergnügungen und für die elegante Welt oder das Wohl, die sie nur vom Hörenjahren kannte. Mein Bruder war wie aus dem Häuschen. Er ließ Champagner kommen, trank und veranlaßte uns zu trinken und begann schließlich mit meiner Frau küßlich zu tanzen.“

Beim Morgengrauen erwachte ich und bekam mich dann erst müßig, daß mein Bruder mich nach Hause und ins Bett gebracht hatte, und daß Nadja, meine Gattin, über meine Trunkenheit gelacht hätte. Wo war sie aber jetzt, und hat der ungewöhnliche Alkoholgenuss ihr nicht geschadet? Diese Gedanken beunruhigten mich dermaßen, daß ich mich in die Kleider warf und leise durch die Wohnung schritt, um sie zu

suchen. Im Kinderzimmer war es dunkel und das Töchterchen schlief sanft. Mäßig klingt ein lustiges Gespräch an mein Ohr. Ich erkenne die Stimmen. Mein Blut gerinnt zu Eis. Eine Tür geht auf und meine Nadja schreitet über die Schwelle. Das war aber nicht die stille, schüchtern Nadja, sondern ein Weib, dem die Sinne noch deutlich auf den geröteten Wangen brannte.

Ich glaubte, den Verlust verloren zu haben und sie mit meinen Händen erwürgen zu müssen. Zum Glück sagte ich mir, daß alles, was sich geschehen sein mochte, nur der Trunkenheit zuzuschreiben sei. So suchte ich mich zu beherrschen, um weitere Beweise für die Schuld der beiden zu gewinnen.

Wir sollten an dem folgenden Tage aufs Land ziehen, aber meine Frau erklärte, sie sei zu müde und habe auch noch manche Einkäufe zu machen. Sie forderte Alexander auf, sie zu begleiten. Sie fuhren nach dem „Gostinni Dvor“ und ich im geschlossenen Wagen hinter ihnen her. Zu meinem Erstaunen hielten sie jedoch vor feinem Laden an, sondern bogen nach der Moskwa um. Ehe ich aussteigen und mich umsehen konnte, waren sie meinen Augen entwichen. Ich fragte im nächsten erstklassigen Hotel, ob eine Dame und ein Herr vielleicht eben ins Restaurant eingetreten seien und erhalte den Befehl, daß sie sich ein Zimmer geben ließen.

In fieberschwerer Wut fürchte ich in eine Drostei und befehle dem Kutscher, gegen ein hohes Trinkgeld so rasch wie möglich nach meiner Wohnung zu fahren. Ich stieg die Treppe hinauf, ergreife meinen Revolver und fahre wieder zurück. Meine Erregung war so stark, daß ich dem Kutscher zurief: „Nikolai-Bachuhor!“ Er ist als ich im Coup saß, bekannt mit mir, daß ich ja gar nicht reisen, sondern nach jenem Hotel kommen wollte. Aber nun war es zu spät! Ich hatte ein Billetts nach Charkow genommen. Es war mir ja ganz gleich, wohin ich fuhr. Mitternacht lag der Gedanke auf, daß mein Verbrechen vielleicht feilsam auf die beiden wirken würde, doch bald verlor ich wieder die Geduld, und heute früh fuhr ich den Entschluß, von Kurst zurück über Moskau nach Petersburg zu reisen.

Mein Reisegefährte atmete tief auf und verstumte. Ich fragte: „Was begeben Sie zu tun?“ — „Das weiß ich gar genau“, war die verzweifelte Antwort. Auf der Station Twer, wo ein Aufenthalt von 15 Minuten stattgefunden, rief ich ihn aber zu und nieder auf dem Bahnhof, um mich von der schrecklichen Erzählung zu erholen und zu überlegen, wie der Unglückliche vor dem Verbrechen zu schützen sei. Es grante mir förmlich, ihm in das trostlos durchwühlte Angeht zu blicken. Als ich wieder ins Coup stieg, fand ich ihn aber zu meinem großen Erstaunen schlafend. Ich freute mich hinterdrein, daß seine Nerven sich durch Schlaf beruhigen konnten, und da ich selbst unmöglich schlafen konnte, durchdrachte ich die entsetzlichen Ereignisse, die ich vernommen hatte und die entsetzlicheren, die wahrscheinlich darauf noch folgen würden.“

Wir waren bereits dicht vor Petersburg. Da wachte ich meinen Reisegefährten und bat ihn, wie einen Kranken, dem man helfen möchte: „Kommen Sie bitte zunächst in meine Wohnung... wir überlegen dann...“

Er öffnete weit seine Augen und sah mich verblüfft an.

„Warum soll ich denn zu Ihnen fahren?“

„Verzeihen Sie... aber nach allem, was ich gehört und was mir die Nachtrabe geraus hat...“

„Ach so“, unterbrach er mich, „um Gotteswillen, seien Sie mir nicht böse, aber ich bin ungemein besorgt, daß meine Erzählung einen so tiefen Eindruck gemacht hat. Geben Sie, ich bin nämlich ein Belletrist und habe mir den Stoff zu einem großen Roman zurechtgelegt. Es kam mir besonders auf die Wirkung der Intrige an. Gestern beschaltete ich mich den ganzen Tag damit, aber nun geht es zu prüfen, ob die Bewirkung auch andere, so wie mich, zu packen imstande sei.“

Ich bitte nochmals um Entschuldigung für die gestörte Nachtrabe...“

Kuxe . . . Kuxe . . .

Von Bruno Frank.

(Nachdruck verboten.)

Herr Ernst von Friemelt, Herrscher über dunkle Regimenter leberbesteter Bergleute, lag auf dem Tod. Eine Sorte winziger Schwemeln, stets nachgeben im menschlichen Weibe, hatte sich bei ihm plötzlich ins Gefäßliche vermehrt, aus ganz unbekanntem Grund. Nun lagen sie, zu Klumpen geballt, von Zentimeter zu Zentimeter in seinem Innern und waren ihres Sieges sehr gewiß. „Streptokokken“, sagte im Wohnzimmer der Arzt, und als die junge Wieglerin sich des Weiteren erkundigte, sagte er noch: „Durch eine Metallast nach dem Gehirn wird es zu Ende gehen“, schlüpfte in den vom Diener hingereichten Beismantel und ging davon.

Sie lehrte durch die Doppelstir in das dunkel gehaltene, weite und hohe Zimmer zurück, wo Herr von Friemelt beim Schein einer abgedämpften elektrischen Lampe in seinem englischen Wette saß. Er lag, mit violetten Lidern über den geschlossenen Augen, beide Hände auf der roten Steppdecke nebeneinander geballt, und lächelte mitunter ein wenig, aber so, daß es wie ein Leises Heulen klang. Er war ein blauer, ergaunender Mann von vielleicht 50 Jahren.

Er sagte: „Eisotmpresse!“, und sie legte ihm eine auf die Stirn. Dann drehte sie das Licht ab und öffnete die Wäden gegen den Abendmorgen. Wieder in ihrem Schlaf, wo sie halb schlafen schon den zweiten Teil der Nacht zugebracht hatte, blätterte sie ein wenig in einem Band von Hittins „Miß“, den man ihr im Schwelcherheim zu Weihnachten beschenkt hatte. Aber die Sätze schienen ihr abe und lau — ohne daß sie sich's doch zu gefehen magte, und ihr Blick glitt zur Platte des Nachtschiffens, auf der, opakt schimmernd im matten Licht, bunte Gesteinsproben lagen. Ein silbernes Hämmerchen lag, halb hervorgeroggen, aus seinem braunen Etui.

Vor zwei Tagen, als sie gerufen worden war, hatten diese Gegenstände nach auf der Bettdecke gelegen, und wenn Herr von Friemelt mit seinen Briefen und Zeitungen fertig war, hatte er sich, die Augen irgendwomits ins Keeser gerichtet, wohl damit beschäftigt, das Zämmmerchen an die Stirn zu schlagen — so heftlich und mit so abwechselnder Stärke, daß ein kleiner metallischer Gekang daraus gemorden war. Jetzt aber lag er Stunden auf Stunden mit seinen

gedaukten Händen vor sich, leise köhnend, von keiner Menschenhand geführt.

Es kommt mit niemand herein, hören Sie: niemand“, hatte er mit Schärfe gesagt, als er sich hinlegte, und der Diener hatte die Wohnung mit Schärfe an den Portier weitergegeben. Ledrigens war es nicht weiter schwierig, dem Gebot Folge zu lassen. Herr von Friemelt war ein verzehret, längt ohne Eltern, mit seinen Gewächtern eingetragener verheiratet. Die Geschäftsherren seines Kreises fürsteten ihn und laßen sich mit ihm vor: wer unter ihnen für ein solches Urteil nicht zu gleichgültig oder zu feilhaft war, nannte ihn wenig fulant, struppelös, einen Ausbeuter. Was seine Untergebenen anlangt, so war die Nachsicht von seinem Krankenliegen vielleicht bis zu den Spitzern der Bestrebe gebunden; hier hatte niemand Beranlassung, sich persönlich des letzten Oberherrn anzunehmen. Das leberbestete dunkle Herr seiner Arbeiter gab und drang aber, ohne Kenntnis und Gedanken, weiter für ihn ins Innere der Erde, so wie in seinem eigenen Innern die tödende Krankheit manufakturer ihren Stoffen schlug.

„Die Kommode fort!“
Eva fuhr in die Höhe und nahm dem Kranken das eilige, flirrende Paket von der Stirn. Ihre volle Brust freilich leicht wie geballten Hände.
„Haben Sie ein wenig geküsst?“
„Ja ... geküsst“, sagte Frieremelt mit einer vollkommen klaren und dennoch geheimnisvoll veränderten Stimme, die von seiner eigentlichen nur das Häßliche behaltend hatte. Jeder Haal, alle Wärme fehlte; Eva hielt es mit einem leichten Erschauern fest.
„Dart ich etwas zu essen bringen?“
Frieremelt sah ihn Augenblick für Augenblick an. „ne Hünerfüße“, sagte die laute und erkorbene Stimme.
Als ihm die Schmecker eine Viertel Stunde später das Brot mit dem Zeller auf die lebhafte Decke legen wollte, sah sie zünftig in seine Augen. Sie erkobte und verhärtete die Haut seines Gesichtes, unter dem grandiosen spießigen Bart, zeigte die rosige Farbe des Lebens. Aber seine Augen waren gebrochen. Sie waren trocken und trüb, die sehr erweiterten Pupillen empfindungslos gegen das Licht gehalten; das Menschliche war aus diesem Augenpaar gewichen.
Die „Melancholie“, dachte Eva mit jenem Worte, das sie vom Arzt gehört hatte; und sie begann ihn zu füttern.
„Mal tüchtig mit den Zähnen beißen“, sagte er starr und hiß auf die Schleimhaut. Es kloß ein wenig davon auf sein gelichtes Nachthemd. Eva war nahe an einem nervösen Lachen ... Aber da taumelte sie rückwärts.
„Hüßliche goldene Zähne!“, sagte Herr von Frieremelt. Er packte mit einer erstaunlichen Kraft ihr Kinn und schlug ihr, ehe sie sich's verlor, mit seiner linken Hand das Silberhämmerchen gegen den Mund. „Sehr schönes Gold“, sagte er noch einmal, — und wirklich, einer von Evas Erzählungen trug eine goldene Krone.
Sie machte sich ein wenig ätzend los, nahm ihm den Hammer ab, ordnete das Bett. Der Kranke hatte sich zurückgelegt. „Häßliches Gesicht!“, sagte er mit seinem unheimlichen Ton und sah mit leeren Wänden ins Leere. Ein Strahl der höher gelegenen Sonne zuckte durch den Vorhang auf sein linkes Auge, das starrbitt ohne zu blinzeln ...
Herr von Frieremelt lag regungslos ausgestreckt; sein Mund war in einer Grimasse verzogen, welche die Zähne bloßlegte. Viele von ihnen waren golden und glänzten im Licht. Von Zeit zu Zeit sagte er einige Worte, immer dieselben, die vollkommen leer und kalt ins Zimmer schallten: „Häßliches Gesicht! Häßliches Gesicht!“
Eva wollte die Wände schreien, um nur den schrecklichen Reflex nicht mehr zu sehen, aber sie brachte es zu keiner Bewegung und starrte aus ihrem Sessel weiter auf diesen goldenen Mund.
Wie häßlich war das alles, wie grauig. Und das Häßliche mußte wohl in ihr selber liegen, da sie sonst ihre Wästel doch mit so viel Freude tat und heute zum erstenmal dergleichen empfand. Wästel mußte sie auch, für welches Vergehen sie mit dieser Wästel bestraft wurde.
„Ich hätte damals Schmecker Elisabeth nicht nachgehen lassen, dachte sie, es war unrecht, ohne Urlaub ins Theater zu gehen ... Aber schon fing sie innerlich, ganz innerlich wieder damals an zu lachen. Sie sah den fohmischen Sänger, einen Herrn Max Bullenberg, als Brautvater auf der Bühne stehen ... Er will seiner Tochter den Segen fürs Leben erteilen, aber immer hindert ihn jemand. Und da lag er mit einer wädelnden, kalten und bösen Stimme wohl zwanzigmal immer dasselbe, und jedesmal wird es lächerlicher: „Da kann ich doch nicht segnen ... Wie soll man da segnen ...? Segnen möchte ich ... Ich segne also ... Ruhe, bitte, meine Tochter wird von mir segnet ...“
O, es war unrecht, über solchen Spott zu lachen, aber wie absonderlich stand er auch da oben, breitbeinig, den Mund ganz weit offen gegen das Publikum; und im Rampenlicht blitzte seine Goldkrone ...
„Häßliches Gesicht! Gold im Mund ...“ sagte vom Bett her eine kalte und näselnde Stimme, die Stimme eines Automaten. Die Schmecker zuckte zusammen, schauerte und erntete sich höflich daran, daß sie den Arzt von der eingetretenen Wendung verständigen müsse.
Auf nicht sehr sicheren Füßen ging sie ins Arbeitszimmer hinüber. Es war hier abseits nach kaltem Zigarrenrauch. Der Telefonapparat, an dem sie sprach, hatte seinen Platz an einem unangebraten, sehr häßlichen Schreibtisch, dessen oberer Teil aus Papieren, deren jeden schimmernde Gesichtspersonen bestrahlten. Sie las, abwechselnd den Sinn einer Aufschrift: „Dringendes Gesuch betreffend Hinterbliebene der Schlachtfeldkategorie vom 18. August 1900“. Uebrigens dauerte es lange, ehe sie den Arzt ersuchte ...
Im leeren Zimmer griff Herr von Frieremelt's Arm seitlich über das Nachtschiffchen. Der kleine Hammer war nicht mehr da, so sagte die Hand einen der Steinbroden ... ein schwarzes Stückchen Fleisch mit einer Silberader. Die Spigenbede des Tischchens wurde herabgerissen und die übrigen Broden fielen auf den Teppich, rollend wie Erzschollen.
„Alles Gold aus den Gräbern!“ flüchtere Frieremelt in sein hohes Zimmer hinein, „häßliches Gesicht!“, und mit einer erstaunlichen Kraft, der kein Verstand mehr den Lauf hemmte, schlug er sich mit dem Stein gegen sein Gesicht.
„Alles Gold ... a-leines Gold. Gräber auf, bitte, Särge auf! Unerschöpfliche Nachlässigkeit bisher ...“ Und er fuhr fort, mit dem Stein, den ihm die Spighede eines Lederbesetzten Stuhls an der Seite beim geistlichen hatte, seine wilden Worte zu agensieren.
„Ich bitte um Aufmerksamkeiten!“, sagte er. „Ich bin so fort zu Ende. Ich habe geschwiegen. Ich bin ohne nicht mehr. Ich bitte zu bebenten: Millionen von totem Kapital. Ich bitte einzuflehen: einunddreißig Millionen Taler jährlich. Ich bitte zu erwidern: in jeder Sekunde ein toter Mensch. Ich bitte nur anzunehmen: jede einunddreißigste Leiche goldhaltig! Durchschnit natürlich, meine Herren, jedes Durchschnit ...“
Er verstummte und hielt den bewehrten Arm minutenlang starr in der Luft. Aber dann, indem er die Schläge rauber und talcher sich folgen ließ, ließ er in seinem erschrockenen Gesicht noch dies herder: „Ich bitte zu rechnen. Anteile. Rure ... Einunddreißig Millionen Leiden, jede einunddreißigste vererbt!“ Eine Goldgrube! Goldschmelzen. Goldtrögen. Goldbrüden ... Hier, hier ... Und er führte zur Demonstration zählende Hiebe gegen seinen Mund. „Ich gebe zu: Silber, Zinn, Antim, Radium, Zinn. Ich gebe zu: Zink, Zinn, Zinn. Ich bitte dennoch zu rechnen. Ich gebe zu: es ist ein König. Wir bieten Gegenleistungen. Nicht anfalls wird die Zähne gezeigt! Nur Ruhe ... Von neuem schmeckerte er sich den Stein zwischen die Lippen. „Einunddreißig Millionen Leiden! — Sagen

Sie ja, meine Herren, lagen Sie augenblicklich ja! Ich mache dann das Gesicht allein! Ich bin so fort zu Ende. Eine Goldgrube, meine Herren! Rure ... Rure ... Rure ...
Aber hier sprang eine der goldenen Hülsen ab, drang Herrn von Frieremelt in die Kehle und erstickte ihn. Er zurgelte ein wenig, aber er litt nicht. Die Schmecker Eva stand noch am Telefon, als längst alle gelassen war ...
Herr von Frieremelt redete Sand hatte sich in einem Kampf gelöst. Nun löste sich die Starre, und der schwarze, silbergedrehte Stein fiel auf den Teppich, wo schon die anderen lagen. Alle glänzten schön im hellen Mittagslichte.

Das Kind.

Von J. von Wilow.

(Nachdruck verboten.)

Die Schwierigkeiten fingen schon an, ehe es da war. Womit der Beweis erbracht ist, daß Vuch unecht hat. Vater werden ist genau so schwer wie sein. Es ist begreiflich für das Neugierde unterer Kulturgrade, daß beim Kinde vor allem der Name eine wichtige Rolle spielt. Werdende Eltern verbringen Tage und Wochen ihres Lebens mit der Auswahl ihrer schließlich nur dem Kinde und der Registrator dienenden Bezeichnung. Ganze Familien können über den wenigen Buchstaben, mit denen man ein Kind rufen will, in die Brüche gehen. Zergewählte Großväter, Onkel oder Tanten beanprachen, sich gleichlautend mit dem neuen Erbenbürger nennen zu hören und so eine Unsterblichkeit zu gewinnen, auf die sie sonst nicht rechnen können. Erfreulicherweise ist die Zahl der Namen nur nach unten beschränkt, ein en lumpigen Namen muß jeder Mensch von Geschlechtern bekommen, aber nach oben zu kann ein Vater die Nomenklatur seines Kindes ausdehnen, soweit er will, vorausgesetzt, daß er sich dabei in den Grenzen des für Namen Zulässigen hält. Ich kann mir vorstellen, daß börsartige Anarchisten, die den Ständebesamten persönlich kennen und darum Grund haben, ihn zu ärgern, mit 365 Namen für ein Kind anrücken, nur um ihm die viele Schreibarbeit aufzuheben. Ich sehe vorläufig keinen Weg, wie sich der Ständebesamte dagegen wehren mag. Es wäre das ein Eingriff in die persönliche Freiheit. Vielleicht kann man den Vater aber als gefährlichen Geistestranen beiseitigen? Oder ist es großer Anflug?
Nimm ich ist auch die Entscheidung dann schwierig, wenn man ein ruhiger Bürger und bescheidener Steuerzahler dritter Klasse ist. Man will doch dem Kinde alle Vorteile wahren, die im Namen liegen können, und es gegen die Nachteile schützen, die ein blödsinniger Name birgt. Da man aber trotz Döberlein noch immer nicht vorher wissen kann, was Geschlechtes das Kind sein dürfte, nicht einmal sicher ist, ob es nicht Zwillinge oder gar Drillinge werden, so erwachten vorzuziehen Eltern die größten Dilemmen. Man muß notgedrungen mindestens sechs Namensgruppen zusammenstellen, und da viele Namen die unangenehme Eigenschaft haben, sich auf keine Weise ins andere Geschlecht übersehen zu lassen, so muß man, sich's gerade, etwa dreißig Lieblingsnamen auf Vorrat legen. Es empfiehlt sich, dies schriftlich zu tun, denn sonst bringt man sie im entscheidenden Moment durcheinander.
Nacher verläßt man aber trotzdem die wichtigste Entscheidung oder kann sie, wenn sie etwa Anna oder gar Helene heißt, nicht im Namensverzeichnis eines Jungen unterbringen, dem so die Verantwortlichkeit auf den Kalmirischal und die preußischen Konsols unfehlbar entgegen.

Sar man die Namen und schließlich auch das Kind, dann ist die Schwierigkeit aber noch lange nicht überwunden. Erlern muß man es annehmen. Persönlich. Man unternimmt die Nele nach der Behörde, was man nie gern tut, auch wenn man sich seines Rechts bewußt ist. Sie könnten doch schließlich beabachten, nach einem bisher unbedachten Schreibfehler gar die Nichtigkeit der Ehe feststellen und uns veranlassen, mit der ganzen Geschichte von vorn anzufangen. Leider pflegen die Räume, in denen man das höchste Glück und den tiefsten Schmerz des Menschenlebens registriert, nicht übermäßig hitzlos eingerichtet zu sein. Man sollte dort Biber aufhängen vom Leben und vom Tode, aufmunternde Sogensprüche an die Wände hängen und eine unterhaltende Bibliothek ins Wartezimmer legen. Es draußt ja nicht unbedingt der „Simplizissimus“ zu sein. Auch gibt es häßliche, wohl heretotpe Fragen. Als ich plaudernd vor Stolz über den Neugeborenen ersäßen und noch unerkennbarer Freude dem Beamten aufstuferte, ich habe die Geburt eines Kindes zu melden, ist dieser Unmensch gänzlich gleichgültig und frag: „Ist das Kind tot?“
Sicht er mich für einen Wörder oder ist die Registrator der Totgeborenen einfacher? Immerhin, nachdem ich glücklich die Namen Johann und Friedrich für alle Zeiten bindend ausgesprochen hatte, müßte er daran die weitere Fortsetzung nach dem Geschlechte des Kindes.
Dann bekam ich einen kleinen Zettel, wo alles Wesentliche darauf stand, und mit dem schönen Gefühl, die Identität meines Jungen in der Postkaste noch Hause zu tragen, verließ ich die Behörde.

Vom Namensgeben zum Namenmitteilen geht der nächste schwere Schritt.
Ich will hier einen lechschändigen Roman schreiben als eine Familienangelegenheit. Man hat die Nachkommen konventionellen, hochkonventionen: „Es hat dem Herrn gefallen um“, oder dem schalkhaften: „Karoline ist da!“ Auch kann man farblos anzeigen: „Herr und Frau R. beehren sich“, oder gar „meine liebe Frau besuchte mich“. Gegen die einen Formen kräufte sich mein Gemisad und Gemissen, gegen die anderen mein Männerhitz und das Pflichtgefühl des herulesen Pflegers deutschen Sprachgefühls.
Ich will niemandem damit langweilen; aber schließlich veränderten mir uns. Es war wir immer, wie man es auch macht, falsch, denn poltenwendend erließen die Antwort einer alten Tante mit der eingehenden Befehlzung, man dürfe Kinder vor der Taufe nicht mit ihrem Namen nennen, sonst können sie einen Schaden für die Welt anbringen, nicht nur an der Seele, sondern an dem irdel greifbareren Geibe. Außerdem ginge es niemandem was an, wie der Junge hieße. Das Letztere mußte ich bedingungslos zugeben, aber eben so wenig kümmerte mich schließlich die Tatsache seines Ereignisses irgend einen dritten. Was den Namen anlangt, so war er zunächst ebenfalls eine gänzlich theoretische Geschichte, ich war gemiß, daß ich solange rufen konnte, wie ich wollte, er würde doch nicht kommen.
Aber das ist sicher, wenn der Junge an seinem vierzigsten Geburtstag seinen Schwupfen hat, dann wird die Tante mit den als Beweis für ihre Theorie vorhalten. Einen würdigen Kampfenfalls fand sie in der alten Kinderkur, die wir uns aus meiner Gebirgsheimat verschrieben hatten. Sie hat angeblich die Gewähr für unbedingtes Hochbringen

eines Säuglings, hatte mich auf ihren Armen gewiegt, was ihr heute nicht mehr leicht fallen dürfte, und nachher ein rundes Dutzend eigener Sprößlinge bis zur Reife der Jahre aufgezoppelt. Leider kam ich allmählich zu der Überzeugung, daß sie nicht durch, sondern trotz der Mutter zu kräftigen Stützen unseres Volkes geworden waren und den Beweis erbracht, daß der Mensch alle ausfallen kann. Neben ein paar harmlosen Übergläubigen, wie jenem von der guten Tante, hatte sie auch gefährliche menschenverderbende Ansichten von der Widerstandsfähigkeit eines Säuglings. Unbedenklich gab ich ihr die Erlaubnis, aus allen Jimmern die Spiegel zu entfernen, wenn ich es auch hinter Hüfen mußte und infolge dessen halbtot auf der einen Seite wie ein Stachelhörnchen, auf der anderen wie ein Korpulent oder ein Beffestiac a la tartare herumfiel.
Aberdings gelang es nicht, die heimlichsvollen Folgen der hinterlistigen Glascherben festzustellen. Es ist „Jahden“, die Behauptung mußte ich mit genügen lassen, und durch die Ungewißheit wurde ich noch unheimlicher.
Einen tagelangen Heulsturz gab es, als ich die Länge des Jungen mit einem Maßstab messen wollte. Eigentlich soll man Kinder überhaupt nicht vor dem ersten Jahr messen, sonst „verlernten sie das Maß“, man kann dies Schreckliche jedoch vermeiden, indem man einen Seidenfaden bemutet, in den man einen Kreuznagel schirzte. Aber wenn das nicht beim aufgehenden (oder war's der untergehende?) Mond geschieht, mit abgewendetem Gesicht und von einer reinemaligen Jungfrau, dann riskiert man doch, daß das Kind ein Zwerg bleibe, denn die Seidenfäden ...
Zebenfalls ist mein Junge heute einem Zwerg noch ähnlicher als einem Kiesen, und ich muß abwarten, bis er ein Jahr alt ist, um festzustellen, ob der allerdings und glücklicherweise nicht unterbrochene Versuch, ihn zu messen, schädlich war.
Auf alle Fälle gebe ich das Mittel denen weiter, die das Lebensglück ihrer Sprößlinge dadurch sichern wollen, daß sie sie zu Zwernen heranziehen. Solche brauchen weniger Stoff beim Schneider und finden überall ihr Brot.
Beauverlicherweise beschränkte sich aber der Übergläubigen der alten Frau Knüppelholz nicht auf solche harmlose Dinge. Sie beobachtete dem Kinde die Nägel ab, was ich als überflüssig und unästhetisch verdammen mußte. Sie widerte es, trotz Sommergut in dreifachdoppelter Wollstärke, und zwar so fest, daß es mit der Gemütsfähigkeit einer Mumiie in jeder angebenen Stellung verbleiben mußte und ich lebhaft an die walenförmigen Kinder erinnere wurde, die die Chinesen sportgerecht züchten. Auf das Unflugschwun packte sie alle Beinen, die sie erreichen konnte, und jedes Kniechen im Saule wurde einfach vernagelt. Brillante dann der Junge in geader Empörung, so lang sie solange ein allüberfließendes Volksfest „Bisch, bisch, hoch, hoch, hoch“, bis er, durch gleichzeitiges Kräkieren des Wagens blödsinnig gemorden, einschielte.
Da Mutter Knüppelholz nebenbei gegen jede Betätigung moderner Sauberkeit einen tiefgegründeten Wüßhug hatte, so kam es nach drei Tagen zum Kampf zwischen uns, und obwohl sie mich nur dreißig und mehr Jahren an ihrem Busen genährt hatte, war ich pietätlos genug, und sie floh.
Wie ich alles auf der Welt tädt, so auch dieses. Ich fand keine Ersatzfrau und mußte wochenlang höchst eigenhändig meinen Knaben haben, trocken legen und behartere nur die Unvollkommenheit der Natur, die uns Männer verlag, dem Kind die Brust zu reichen. Abernfalls könnte ich mich jetzt als perfekte Amme vermierten ...

Preis-Rätsel.

Die beiden Mittelreihen ergeben den Namen einer vielgenannten militärischen Mittelperson.

d	e	e	e						
h	h	i	k	l	k	l	m		
n	n	a	n	o	o				
r	r	r	r	s					
s	t	t							

Aufklärung der rätselhaften Inschrift aus Nr. 34:
"Geh, Sepp, pump mir an Tabak; — lusten mer i dir wos, vorkipft mi?"

Aufklärung der Streichholz-Aufgabe:

Richtige Lösungen sandten rechtszeitig ein:
Aus Halle: Fritz Räder, H. Jahn, Eise Summel, E. Meusel, Hans Bernhard, Gertrud Krebmann, Ginter Siegel, Fritz Bödel, Fritz Rohrs, Rüdiger Reiter, Fritz Sitar, Gustav Rudolph, Hildegard Müppel, Fritz Bulchmann, A. Bäme, Max Schlemmer, Frau Ele Malle, Runo Teitel, Karl Anton, Elisabeth Schmieder, H. Schäfer, Ad. Kofner, Gustav Grande, J. Bauernein, Wlly Joh, Alexander Kubel, Paul Müller, F. Urrin, Wlly Bennide, Ludia Sittlich, Hans Kölsch, Rudolf Hücher, Eise Eini, Rudolf Kölsch, Martha Demmel, Weno Kölsch, Fritz und Kurt Eini, Fritz Gerlach, Gerhard Borgis, G. Madenroth, Franz Becker, Helene Eißler, Hans Wolff, Dr. Fritz Wege, Wlly Sommer, Heinrich Stied, Amanda Kratz, Frau Maria Wllyhof.
Aus württemberg: A. Teobold-Stahfurt, Eise Stetling, A. J. Wendehurth, Eva Winter-Neutölln, A. Rausch-Teuchers, Gertrud und Charlotte Schödtz-Salzungen, F. Krawe-Geleeben, Oskar Stegmann-Salzungen, Hedwisa Krawsch-Wieburg.
Preis erhielten Fritz Räder hier, und zwar:
„Aus Deutsch-Ostria“ von Dr. H. Bedet, und A. Teobold-Stahfurt, und zwar:
„Der Sur“ von Oem. Wallace.
Rätselösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstag mittags in unserer Hauptgeschäftsstelle abgegeben sein, die Aufschrift „Rätsellösungen“ tragen und mit einem neuen Briefe versehen sein.